

Raum als Luxus?

Über Raumqualitäten als Indikatoren für das gute Leben

Georg Franck

Unser Schönheitserleben, als intensive Erfahrung des Mitschwingens mit den Dingen um uns, geht nicht im Subjektiv-Individuellen auf. Was der Einzelne als besonders schöne Landschaft empfindet, das wird morgen von Touristenströmen heimgesucht; was der arme Poet vorgestern als wohnlich für sich entdeckte, ist heute unbezahlbar. Die bemerkenswerte Tendenz zur Verallgemeinerung des Werturteils über räumliche Qualität drückt sich nicht zuletzt darin aus, dass der Zugang zum qualitativ vollen Raum durch Zahlungskraft rationiert wird. Doch im Unterschied zum Stadtraum des 19. Jahrhunderts steht der „Zwischenstadt“ des 20. und 21. Jahrhunderts kein baldiges ästhetisches Revival als Luxusgut bevor. Denn anders als vom ehemals „Hässlichen“ führt vom Beliebigen kein Weg zum aktuell Schönen. Die Alternative zur entropischen Stadtentwicklung bestünde vielmehr in einer kompakten und sinnfälligen Abfolge von klar definierten Räumen, wie sie als Prinzip räumlicher (Selbst-)Organisation lange erprobt und als tauglich erachtet wurde.

Schlüsselwörter: Raumqualitäten, Schönheit, Zwischenstadt, Architektur, moderner Städtebau

Wir alle kennen bezaubernde Plätze und räumliche Situationen, mit denen wir uns unwillkürlich identifizieren. Wir alle wissen Adressen zu nennen, wo wir gerne wohnen würden, wenn unsere Mittel und Lebensumstände es zuließen. Es müssen nicht Schlösser oder Prachtstraßen, ja nicht einmal Villen mit Hanglage und Seeblick sein. Es genügt eine gewisse Stimmigkeit, das Erlebnis einer Resonanz. Es kann das verträumte Gewinkel eines alten Städtchens sein, ein Platz mit einer Architektur, die anrührt, der Blick auf eine Landschaft, die die Stimmung hebt.

Diese von selbst sich einstellende Identifikation mit einem Ort sagt mehr über uns, als uns so ohne weiteres klar ist. Es klärt uns auf über Verlangen, die in unserer Wahrnehmung schlummern. Die Verlangen der Wahrnehmung sind Verlangen des psychischen Erlebens. Sie sind anders als die Bedürfnisse des physischen Lebens, denn sie lassen nicht von vornherein spüren, wonach ihnen ist. Die Verlangen des psychischen Erlebens lernen sich selbst erst kennen, indem sie in Erfüllung gehen. So ist die Wahrnehmung, zum Beispiel, süchtig nach Schönheit. Wir wüssten aber nicht, was Schönheit ist, hätten wir nicht schon das Erlebnis der Erfüllung dieses Verlangens gehabt. Mehr noch, wir wüssten, ohne diese Erfüllung erlebt zu haben, nicht einmal, dass wir ein solches Verlangen haben.

Damit nun aber, dass wir die unwillkürliche Identifikation mit einer räumlichen Situation erfahren, erfahren wir auch etwas über die Schönheit. Das, was uns so anfasst,

SPACE AS A LUXURY GOOD? ON QUALITY SPACE AS AN INDICATOR OF THE GOOD LIFE

The experience of beauty, as a phenomenon of resonance in perception, though subjective, goes beyond the mere individual. The scenic beauty that strikes a person today will be detected tomorrow by the tourist industry. What the poor poet once detected as cozy for himself is unaffordable today. The remarkable tendency towards generalisation of value judgements on spatial quality is epitomized by the fact that access to quality space is rationed by preparedness to pay. In contrast to the urban space of 19th century, the sprawl of the 20th century is not expected to enjoy a revival as a luxury good. The reason is that which was ugly in the past easily switches to the beautiful in the future. However, no such transition exists from the arbitrary to the beautiful. The alternative to the entropic growth of settlements would lie in a comeback of compact cities with clearly defined spaces; that has proved to be the only sustainable model of spatial development known so far.

Keywords: Quality space, beauty, sprawl, architecture, modern and post-modern urbanism

ist das Erlebnis einer Resonanz, die das gesamte Feld der Wahrnehmung durchfährt. Wir erfahren, dass unsere Kapazität bewussten Erlebens eine Eigenschwingung kennt, bei der sie zugleich außer sich und in gesteigertem Sinn bei sich ist. Außer sich, weil sie hingerissen von einem Gegenstand, von einer Situation draußen ist; bei sich, weil sie ihre eigene Empfindlichkeit und Fassungskraft so erst eigentlich zu spüren bekommt.

Zum guten Leben gehört, dass das Verlangen nach Schönheit nicht zu kurz kommt. Grund ist nicht nur das Behagen, das die Erfüllung verbreitet, Grund ist auch die Selbsterfahrung der Kapazität bewussten Erlebens. Diese Kapazität wächst nur, indem sie sich selbst erfährt. Ahnungslosigkeit in Sachen Schönheit macht sinnlich dumm. Darum beginnt das gute Leben erst, wo für die Bedürfnisse des physischen Lebens gesorgt und wo den Verlangen des psychischen Erlebens Gelegenheit gegeben ist, sich selbst zu entdecken.

Als Disziplinen, die die Verlangen des bewussten Erlebens erforschen, stehen Architektur und Städtebau nicht allein. Sämtliche Disziplinen der Kunst forschen auf diesem Feld. Als Disziplinen der Kunst unter anderen nehmen Architektur und Städtebau auch keine privilegierte Stellung ein, was die Umstände für das gute Leben betrifft. Im Gegensatz zur Musik, zur Literatur und Malerei sind wir mit Architektur und Städtebau nun aber, ob wir wollen oder nicht, alltäglich umgeben. Häuser und Städte kann man, wenn sie einmal stehen, nicht, wie Musik, abstellen oder, wie unpassende Malerei, einfach wegstellen. Aus Bauten und den Räumen, die sie definieren, besteht die alltägliche Umwelt in der technischen Zivilisation. Wir können nicht umhin, in Gebäuden und in Städten zu leben. Von daher nehmen Architektur und Städtebau eine durchaus privilegierte Stellung ein, was die Umstände für das gute Leben betrifft.

Wie man hört, sind die Geschmäcker der Leute ganz verschieden. Offensichtlich sind sie aber nicht so verschieden, dass sich die Vorlieben für räumliche Situationen gleichmäßig im Raum verteilen. Es herrscht, im Gegenteil, weitgehende Einigkeit, was die Güte der Plätze zum Leben betrifft. Wie der Hase und der Igel rennen der persönliche Geschmack und die Bewertung durch den Markt um die Wette. Überall, wo der Geschmack hinrennt, ist auch der Markt schon da gewesen und hat Preise ausgeheckt. Wie verschieden die Geschmäcker auch sein mögen, immer müssen sie feststellen, dass ausgesprochen schöne Lagen auch ausgesprochen teuer sind. Und damit nicht genug. Sobald wir die ganz besonders schönen Flecken – sei es in Städten oder in Landschaften – aufsuchen, finden wir uns inmitten von Touristenströmen wieder. Auch die Abstimmung mit Touristenfüßen ist von bemerkenswerter Einstimmigkeit. Schließlich konvergiert das Qualitätsurteil in Sachen Architektur und Städtebau sogar unter Experten, wenn man ihm nur genügend Zeit gibt. Diejenige Architektur und derjenige Städtebau, der attraktiv bleibt, wenn einmal der Neuigkeitswert verbraucht ist, nehmen die Qualität von Klassikern an, die man kennen und schätzen muss, wenn man als Kenner gelten will. Einmal zum Klassiker zu werden, heißt, von da an Klassiker zu bleiben. Wenig ist in unserer Kultur so stabil, wie es der Katalog der klassischen Werke ist. Wohl hat innerhalb dieses Katalogs die Rangfolge der Beliebtheit Konjunktur, erstaunlich konstant bleibt aber die Auswahl als solche.

Dieser Zug zur Homogenität im Qualitätsurteil läuft auf die Existenz einer Tendenz hinaus, die das, was den Leuten besonders am Herzen liegt, zum Luxusgut macht. Sobald Einigkeit über die Qualität räumlicher Situationen besteht, entscheidet der Reichtum an Mitteln oder Beziehungen über den Zugang. Wie leicht daraus nun auch noch ein Moment aktiver Diskriminierung wird, wird deutlich, wenn man bedenkt, dass die Leute es im Allgemeinen vorziehen, unter Besser- oder Gleichgestellten als unter Schlechtergestellten zu leben. Dieser weit verbreitete und scheinbar harmlose Hang reicht hin, um einen Prozess der räumlichen Segregation von Einkommensklassen in Gang zu setzen, der in einem System von nach unten geschlossenen Clubs resultiert. Die besten Plätze werden von Reichen und Einflussreichen besetzt, die unter sich bleiben, da sie alle anderen ausstechen können. Die obere, mittlere und untere Mittelklasse bleiben unter sich, weil auch sie von den jeweils noch besseren Lagen ausgeschlossen sind, sie aber die jeweils Ärmeren fernhalten können. Schließlich bleiben auch die Armen unter sich, weil ihnen nichts anderes übrig bleibt, als die schlechtesten Lagen mit anderen Armen zu teilen.

Diese Tendenz zur Segregation der sozialen Klassen ist gewiss nicht überall scharf greifend und gleich deutlich ausgeprägt. Sie ist aber so gut wie überall zu spüren, wo es um die Rationierung des Zugangs zu besonders qualitätsvollen Räumen geht. Sie bleibt denn auch in einem latenten Zustand der Bereitschaft, wo es besonders kreativen Gruppen gelingt, aus der Not ihrer Mittellosigkeit eine Tugend zu machen. Die Not an Mitteln kann in Sachen ästhetische Qualität zur Tugend werden, weil das Gegenteil von Schönheit nicht einfach Hässlichkeit ist. Vielmehr sind Schönheit und Hässlichkeit so direkt auf einander bezogen, dass das Verhältnis leicht ins Changieren gerät. Das Hässliche von heute kann zum Schönen von morgen werden – und umgekehrt. Das eigentlich Andere der Schönheit ist Beliebigkeit. Nur der Eindruck des Beliebigen schließt jeden Bezug zur Schönheit aus.

Im Hässlichen von heute das Schöne von morgen zu erkennen, war immer schon die Chance kreativer Geister. Das betrifft auch die Wahl ihrer Lebens- und Arbeitsumgebung. Ein bekanntes Beispiel sind die Altstadtquartiere,

die zur selben Zeit, da sie von der angestammten Bevölkerung in Richtung der Außenbezirke verlassen wurden, für sowohl Arme, Alte und Ausländer als auch für alternative Szenen zur Zuflucht wurden. Was es da neu zu entdecken gab, war die ausgesprochen urbane Qualität der als Mietskasernen verschrienen Wohnblöcke und die unverhoffte Großzügigkeit des Raumangebots in den ehemaligen Gebäuden für die Industrie. Ebenfalls auf Entdeckung warteten die Reize des Nebeneinanders höchst unterschiedlicher Lebensstile. Kurz, die verwahten Quartiere waren von eben derjenigen Hässlichkeit, die daran ist, in eine herbe Schönheit zu kippen.

Die frühen Entdecker blieben nicht lange unter sich. Bald wurden die Stadterweiterungsquartiere des 19. Jahrhunderts zu einem Biotop der kreativen Klasse. Hier fand man alles, was Künstler, Designer, Musiker, Werbeleute und Modemacher so brauchen: große erschwügelte Räume, Räume für Studios und Lofts, Kneipen, auf Zuruf verfügbare Handlangerdienste und Dienste für Reparaturen, Catering, Reinigung usw. (wenn es sein muss, auch einmal über Nacht) und, das ist das Wichtigste, Kontakte mit anderen Leuten, die sich auf der Szene tummeln. Der Erfolg dieser Wiederbelebung der einstigen Sanierungsgebiete schlug schließlich um in eine regelrechte Gentrifizierung, das heißt Rückeroberung durch zahlungskräftige Schichten. Damit hat die Tendenz zur Verallgemeinerung des Werturteils über räumliche Qualität wieder einmal die Oberhand gewonnen. Damit tritt auch die Rationierung des Zugangs zum qualitätsvollen Raum durch Zahlungskraft wieder auf den Plan. Inzwischen sind die Sanierungsgebiete von einst zu Attraktionen für den Städtetourismus geworden. Sie sind als Klassiker des Städtebaus im Freilichtmuseum der Stadtbaukunst angekommen.

Es wäre überaus tröstlich, wenn das zweite Leben, dessen sich die Stadterweiterungsgebiete des 19. Jahrhunderts erfreuen, auch dem Städtebau des 20. Jahrhunderts bevorstünde. Immerhin sind es die in die Jahre gekommenen Großsiedlungen des letzten Jahrhunderts, in die sich die Ärmsten und sozial Schwächsten inzwischen verbannt finden. Die hässlichsten und gefährlichsten Gebiete heißen inzwischen „banlieue“ – „Bannmeile“. Leider ist die Hoffnung auf ein zweites Leben des modernen Städtebaus nicht

ganz so realistisch, wie es die Erwartungen derer waren, die die Qualitäten des vormodernen Städtebaus wiederentdeckten. Der Grund ist nicht, dass die Banlieue so hässlich ist, der Grund ist, dass sie Teil einer Siedlungsstruktur ist, die sich durch Belanglosigkeit der Architektur und beliebige Streuung der Bauten in undefinierte Resträume auszeichnet. Der moderne Städtebau hat es aufgegeben, Straßen- und Platzräume zu definieren, die durch die Orientierungsseite der Gebäude eingefasst sind, um sie von Höfen zu trennen, die von Rückseiten eingeschlossen sind. Die Doktrin, dass Licht, Luft und Sonne die wichtigsten Ingredienzien von Wohn- und Lebensqualität darstellen, hat sie veranlasst, alle Wohnungen nach der Sonne und nicht, wie vordem, nach dem öffentlichen Raum hin zu orientieren. Die Gestaltung des öffentlichen Raums wurde abgelöst durch Gesichtspunkte der Hygiene. Die Bebauung musste aufgelockert werden, um für reichliche Ventilierung zu sorgen und um keine dunklen Ecken entstehen zu lassen. Um die Häuser herum musste Gras wachsen, um so zu tun, als würden sie „ein Leben im Park“ bieten. Schließlich musste den Belangen des fließenden und ruhenden Verkehrs Vorrang vor der architektonischen Gestaltung der Räume, die durch die Bebauung entstehen, eingeräumt werden.

Das Ergebnis dieser Städtebaudoktrin ist die Zwischenstadt: eine beliebige Verstreuerung von Bauten in der Landschaft, deren durchgängiges Merkmal die hohe Entropie ist.¹ Die Zwischenstadt kennt keinen öffentlichen Raum mehr, der einem sagt, wo man sich befindet. Sie ist so unstrukturiert wie der virtuelle Raum, in dem man sich nur noch mittels Navigationsmaschine zurechtfindet. Weder Stadt noch Land, ist die Zwischenstadt exzessiv im Raumverbrauch mit der Folge, dass ein Kontinent wie Europa oder eine Insel wie Japan weitgehend verbaut sind. Die freie Landschaft ist zu Restbeständen zusammengeschmolzen.

Man soll nicht ausschließen, dass selbst noch diese Antithese zur urbanen Stadt einmal als lebens- und lebenswert entdeckt wird. Zunächst aber bedeutet ihre Existenz, dass der Bestand an Räumen mit besonderer Qualität ganz generell auf Reste zusammengeschmolzen ist. Wir leben in einer verbauten, verstellten, durch Bebauung entstellten Welt. Um räumliche Situationen mit außerordentlicher Qualität zu erleben, müssen die meisten von uns reisen. Gerade das Reisen führt uns aber vor Augen, wie knapp

inzwischen das Angebot an nicht verbauten, durch Bebauung nicht verunstalteten Räumen ist. So traurig das ist, so gilt es doch festzustellen, dass qualitativvoller Raum tatsächlich zu einem Luxus geworden ist.

Niemand preist die Zwischenstadt. Dennoch rührt sich Kritik an ihrer Kritik. Die Kritik am modernen und nachmodernen Städtebau wird als rückwärtsgewandt abgetan. Es gehe doch nicht an, dass die Verhältnisse, in denen inzwischen die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung wohnt und arbeitet, als minderwertig klassifiziert werden. Noch weniger gehe es an, den Städtebau des 19. Jahrhunderts gegen den Städtebau des 20. Jahrhunderts auszuspielen. Was ist am Landschaftsverbrauch durch Bebauung denn so schlimm, wenn die Alternative in der Verwertung durch eine durchrationalisierte Agrarindustrie besteht? Viel gewisser, als es die Konvergenz der Werturteile über räumliche Qualität ist, ist doch die Beobachtung, dass die Nachfrage nach privat verfügbarem Raum – und zumal privat verfügbarem Freiraum – hoch einkommenselastisch ist. Müssen wir die Zersiedlung also nicht einfach als eine Folge des wirtschaftlichen Wachstums und verbreiteten Wohlstands anerkennen?

Natürlich gibt es auch in der Zwischenstadt Situationen, mit denen sich die Menschen identifizieren. Weil Schönheit in allem ist, womit sich Menschen identifizieren, hat auch diese Siedlungsform ihre Schönheit. Immerhin wächst die Zwischenstadt nach wie vor. Also ist auch eine Nachfrage nach der Mischform von Stadt und Landschaft effektiv. Besonders für gewerbliche Nutzungen sind schwach regulierte Bauareale mit reichlichen Reserven für eventuelle Erweiterungen attraktiv. Es gilt auch zu berücksichtigen, dass in den durchgrünten Siedlungen Tiere und Pflanzen überleben, die in den Anbauflächen der Agrarindustrie keine Nischen mehr finden. Es ist nicht einmal ausgeschlossen, dass sich die niedrigen Baudichten trotz des Landschaftsverbrauchs und der langen Wege einmal als ökologisch vorteilhaft erweisen werden. Falls der Individualverkehr generell auf Solarstrom umgestellt werden kann, bedeuten reichlich bemessene Flächen ergiebige Energiequellen. Schließlich bietet die Orientierung der Wohnungen nach der Sonnenseite günstige Gelegenheiten zur passiven Solarnutzung für Heizzwecke.

In den ökonomisch entwickelten Ländern beherbergt die Zwischenstadt den größeren Teil der Wohn- und Arbeitsplätze als der Rest. Sie ist zur dominanten Siedlungsform geworden und überdeckt Länder und Kontinente wie eine neue geologische Schicht. Weil uns nichts anderes übrig bleibt, als auf absehbare Zeit mit ihr zu leben, ist es nur zu verständlich, dass im städtebaulichen Diskurs weniger kritische Vorbehalte als Versuche zu vernehmen sind, die dem Siedlungsbrei gute Seiten abgewinnen. Wer keine Lust zu leiden hat, der muss seinen Frieden machen mit der „generischen Stadt“², der Stadt ohne Eigenschaft, ohne historische Tiefe und unverwechselbare Identität.

Wir leben in keinem heroischen Zeitalter – und das ist gut so. Wir verpönen auch elitäre Ansprüche – das ist wiederum gut. Die Wohnform des Eigenheims im Grünen mit Doppelgarage ist das Resultat der Sozialisierung ehemaliger Luxusgüter. Das eigene Heim im Grünen ist die sozialisierte Form der Villa oder des SchLOSSchens im Park. Das eigene Auto stellt die sozialisierte Form der persönlichen Kutsche dar. Die Villa und die Kutsche, das war einmal ein Luxus der Oberklasse. Das Häuschen und das Auto, das können sich inzwischen – fast – alle leisten. Ist das nicht ein enormer Fortschritt? Muss man dafür nicht auch bereit sein, etwas in Kauf zu nehmen? Stets bedeutete die Sozialisierung ehemaliger Luxusgüter einen relativen Verlust an Spitzenqualität, stets war sie verbunden mit Erscheinungen der Entgrenzung und Überfüllung. Ist es nicht eine Form snobistischer Überheblichkeit, wenn diese Folgen des Massenwohlstands nun angeprangert werden?

Die Vorbehalte wären in der Tat fragwürdig, wenn die Mischform von Stadt und Land ein Modell auch für die räumliche Entwicklung derjenigen Länder sein könnte, die erst auf dem Sprung zu breiterem Wohlstand sind. Es tut sich nun aber ein Horrorszenario auf, wenn wir uns vorstellen, dass das Leben im Eigenheim mit Doppelgarage zum globalen Lebensstil des 21. Jahrhunderts wird. China, Indien, Brasilien wären zugebaut und mit Autos übersät. Man müsste nach Sibirien oder in die Sahara reisen, um noch freie Landschaft zu erleben. Überall müssten Agrarfabriken das Letzte aus den verbleibenden Böden herausholen, um die Menschheit zu ernähren. Die Energie- und Materialumsätze in der ehemals schon überlasteten Biosphäre müssten noch einmal im Maßstab des vergangenen Jahrhunderts wachsen. – Nein, wenn die Katastrophe noch aufzuhalten sein soll, dann müssen Alternativen gangbar werden und kompaktere Siedlungsformen zum Zug kommen, denn wachsender Wohlstand wird weiterhin mit einer Expansion der Nachfrage nach Raum verbunden sein.

Der Rückblick auf den Städtebau des 19. Jahrhunderts ist hier insofern lehrreich, als er die Möglichkeiten der dichten Packung von Räumlichkeiten gründlich untersucht und Lösungen gefunden hat, die sich als nachhaltig erwiesen, sobald die ärgsten Formen der Überbelegung beseitigt waren. Die Stadterweiterungsquartiere der ersten Welle der Industrialisierung stellen die ersten Formen kapitalistischer Massenproduktion von Wohnraum dar. Obwohl die Wohnungsnot der ländlichen Zuwanderer durch massive Überbelegung und rücksichtslose Verbauung der Hinterhöfe aufgefangen wurde, entstand eine Grundstruktur, die das Problem der dichten Packung von Räumlichkeiten auf vorbildliche Weise löste. Das Prinzip bestand in der lückenlosen Faltung von Sequenzen von Räumlichkeiten, deren jede von einem anderen Raum erschlossen wurde und deren jede ihrerseits wieder einen oder mehrere andere Räume erschloss. Dieses Prinzip wurde durchgehalten auf der gesamten Stufenleiter zwischen den Räumen höchster Zugänglichkeit, wie es zum Beispiel die Haupt-

plätze oder Zentralbahnhöfe waren, und den intimsten Räumen, wie Schlafzimmern, Bädern und Klosetts. Die zentralen Plätze erschließen die Durchgangsstraßen, die Durchgangsstraßen die Quartierstraßen, diese die Nebenstraßen, sie alle erschließen Bürgersteige, die die Hauseingänge und Durchfahrten erschließen, die wieder Treppenhäuser erschließen, von denen die Vorräume von Wohnungen und Büros erschlossen werden, die dann die Gänge erschließen, von denen aus die Zimmer zugänglich sind. Immer ist der erschließende Raum um einen Grad öffentlicher als der erschlossene, der erschlossene um einen Grad privater als der erschließende. Im System der Zugänge wird diese Graduierung durch Schwellen bewirkt, die den Zugang – sei es symbolisch oder physisch – filtern. Die lückenlose Packung der so verbundenen Räume bringt es mit sich, dass überall klar definierte Räume entstehen – auf den Ebenen des Städtebaus nicht anders als auf der Ebene der Architektur. Für die Schnittstelle zwischen Architektur und Städtebau bedeutet diese Bauweise, dass alle Außenwände von Innenräumen wieder zu Innenwänden von Außenräumen werden. Die Fassadenarchitektur der Einzelgebäude übernimmt im zwanglosen Wettbewerb untereinander die kollektive Aufgabe der Einfassung der Straßen- und Platzräume. Sie wird – durch den Grundsatz der Bauweise – zu derjenigen kooperativen Leistung animiert, auf welcher der kompakt geschlossene Städtebau der inzwischen wieder so beliebten Quartiere beruht.

Das Elend des modernen Städtebaus – und zumal die Entropie der Zwischenstadt – rührt daher, dass das Prinzip der lückenlos dichten Packung aufgegeben und durch die Streuung von Solitären, Zeilen und Stangen in undefinierte Resträume ersetzt wurde. Durch die Baugesetzgebung unterstützt und sanktioniert, wurde der Städtebau zu einem Spiel des Herumschiebens von Abstandsflächen. In Vergessenheit geriet, dass die dichte Packung und die Hierarchie der Erschließungsebenen keine willkürlich gewählten Stilmittel, sondern Ausdruck einer Selbstorganisation sind, die sich durchsetzt, wenn man sie nur lässt. Sie finden sich gerade nicht nur in geplanten, sondern auch in gewachsenen Strukturen, nicht nur in historischen Altstädten, sondern auch in Favelas. Sie sind Ausdruck

einer Lebensform, die einerseits keinen Raum zu verschonen hat, andererseits auf ein differenziertes Angebot von Räumlichkeiten achtet.

Die Leiter der Stufen, auf denen sich das Verhältnis des einerseits Erschlossenen und andererseits Erschließenden wiederholt, hat die Form einer Hierarchie. Es wäre nun aber schlichter Unsinn zu behaupten, sie sei Ausdruck einer hierarchischen Gesellschaftsform. Sie ist durch keine Obrigkeit verfügt, sondern hat ihren Grund in der Art, wie wir unser tägliches Leben in der Zeit organisieren. Die Muster unserer alltäglichen Aktivität bestehen aus pendelnden Bewegungen: Immer gehen wir so und so oft im Zimmer umher, bevor wir auf den Gang treten, immer gehen wir so und so oft in der Wohnung oder im Büro hin und her, bevor wir es in Richtung Treppenhaus verlassen, immer gehen wir so und so oft im Quartier umher, bevor wir andere Teile der Stadt aufsuchen, immer fahren wir so und so oft in der Stadt umher, bevor wir sie verlassen, um von der Reise auch dann wieder zurückzukehren. Der Hierarchie der Erschließungsebenen in der räumlichen Organisation entspricht eine Hierarchie von Rhythmen in der zeitlichen Organisation des alltäglichen Lebens. Und in dieser zeitlichen Organisation liegt das Prinzip der Selbstorganisation der räumlichen Struktur.³

Die Alternative zur entropischen Stadtentwicklung besteht im Nachspüren, im Ermöglichen und Fördern dieser Selbstorganisation. Sie besteht in einer Auffassung des architektonischen Raums, die nicht vom Sehraum, sondern von derjenigen räumlichen Organisation ausgeht, die es möglich macht, dass große Ansammlungen von Menschen auf engem Raum ersprießlich zusammenleben. Die Alternative besteht, noch einmal anders gesagt, darin

zu verstehen, was die stillschweigende Evolution⁴ vor dem Aufkommen der Meinung geleistet hat, rationale Planung könne alles besser. Die Evolution, das tastende Ausprobieren und die Reproduktion von Funden, die sich bewähren, arbeitet langsamer als die bewusste Planung, aber nicht schlechter. Sie hat nicht nur Bautypen hervorgebracht, die den Verhältnissen perfekt angepasst waren, sondern auch Formensprachen für einen allgemein verständlichen, sinnfälligen Ausdruck der Architektur. Sinnfälligkeit des architektonischen Ausdrucks heißt, dass die Bedeutung, die Funktion der Räume den Sinnen unmittelbar eingängig wird. Diese Sinnfälligkeit kann nicht aus theoretischen Grundsätzen oder aus empirischen Daten abgeleitet werden, sondern nur in einem Prozess des Ausprobierens ermittelt werden, der in die Aktivitätsmuster des gesellschaftlichen Lebens eingelassen ist. In der Sinnfälligkeit des architektonischen Ausdrucks liegt die Alternative zum Eindruck der Beliebigkeit.

Es geht also keineswegs darum, den Städtebau des 19. Jahrhunderts wiederzubeleben. Es geht vielmehr darum, die Entstehungsbedingungen qualitätsvoller Räume etwas unvoreingenommener zu betrachten als durch die Brille der immerwährenden Innovation. Es gilt, den langsamen Findungsprozess des Sinnfälligen besser zu verstehen. Was ist es, das die Werke verbindet, die jener Prozess auswählt, der die Klassiker kürzt? Ist es nicht beschämend, dass dieser Prozess, in dem doch so viel Gespür, Sensibilität und sinnliche Intelligenz stecken muss, so gut wie keine Rolle im aktuellen Diskurs der Architektur und des Städtebaus spielt? Hat es nicht auch und gerade mit dieser Blindheit für die langsamen und unterschwellig wirksamen Prozesse zu tun, dass die Qualität, mit der sich die Menschen in der großen Mehrheit identifizieren, zum Luxusgut geworden ist?

AUTOR:

Georg Franck, Jg. 1946, Studium der Philosophie, Architektur und Volkswirtschaftslehre in München; Professor für digitale Methoden in Architektur und Raumplanung an der Technischen Universität Wien, Vorstand des Instituts für Architekturwissenschaften; Schwerpunkte u.a. architektonische Qualitäten, digitale Medien in Architektur und Raumplanung, Dynamik räumlicher Prozesse, Ökonomie der Aufmerksamkeit, Philosophie der Zeit.
E-Mail: franck@iemar.tuwien.ac.at

ANMERKUNGEN:

- 1 Der Begriff der Zwischenstadt stammt von Thomas Sieverts. Siehe sein Buch: **Sieverts, Thomas (1999):** Zwischenstadt – zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land. Basel (Birkhäuser, 3. Aufl.).
- 2 Das ist Rem Koolhaas' Bezeichnung für die Siedlungsform der hohen Entropie. Siehe: **Koolhaas, Rem (1995):** The Generic City. In: O.M.A / Rem Koolhaas / Bruce Mau: S, M, L, XL, Rotterdam (010 Publishers), S. 1238–1994
- 3 Zur Ausführung siehe: **Franck, Georg / Wegener, Michael (2002):** Die Dynamik räumlicher Prozesse. In: Dietrich Henckel / Matthias Eberling (Hg.): Raumzeitpolitik. Opladen (Leske & Budrich), S. 145–162. <http://www.iemar.tuwien.ac.at/publications> – **Franck, Georg / Franck, Dorothea (2008):** Architektonische Qualität. München 2008 (Hanser), Kap. 1
- 4 Die Evolution der Struktur, von der hier die Rede ist, darf nicht verwechselt werden mit der „fraktalen“ Eigengesetzlichkeit des lückenhaften Wachstums jener Zwischenstadt, die das letzte Stadium der Auflösung des kompakten architektonischen Raums darstellt. Zum „evolutionären“ Zwang des Ausfransens der Zwischenstadt siehe Thomas Sieverts Buch „Zwischenstadt“ (wie Anm. 1). Betont sei noch einmal der Unterschied zwischen der topologischen Strukturinvarianz von Erschließend-Erschlossen und der geometrisch-graphischen Invarianz der ausfransenden Ränder.